Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 235

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rapperswil-Jona

Preis für junge Kultur

Auf dem Areal der herrschaftlichen Villa Grünfels in Rapperswil-Jona sind regelmässig laute Beats zu hören. In einer der ehemaligen Remisen ist seit mehr als zwanzig Jahren das Zak (Zentrum für aktuelle Kultur) untergebracht. An den Wochenenden geht im Konzertlokal die Post ab: Konzerte (von Hip Hop über Rock bis Jazz), Plattentaufen und Festivals, aber auch Filmvorführungen und Lesungen ziehen ein vorwiegend jugendliches Publikum an.

Die Anlässe und Partys der jungen Macherinnen und Macher sind legendär. Ihre Leidenschaft ebenso: Sie stehen hinter der Kasse, schmeissen die Bar, betreuen die Musikerinnen und Musiker, sorgen für eine einwandfreie Technik, stellen ein frisches Programm zusammen und schauen, dass die Finanzen im Lot bleiben. Alles ehrenamtlich, versteht sich. Das professionelle Handling der jungen Veranstalter sprach sich bald herum: Auch Grössen wie Stiller Has, Patent Ochsner, Bligg und Seven gaben dem Zak unterdessen die Ehre und liessen das historische Gebälk erzittern.

Nun, nach zwanzig Jahren, zeichnet die Stadt Rapperswil-Jona das Zak aus: mit dem mit 10'000 Franken dotierten Kulturpreis der Stadt, der 2014 zum sechsten Mal vergeben wird. Für den Vereinspräsidenten Martin Ricklin ist dies eine «riesige Überraschung» und eine «Riesenanerkennung». Der unverhoffte Geldsegen verschafft dem Verein, der trotz Beiträgen von Stadt und Kanton finanziell stets am Limit läuft, etwas Luft.

Den Status als Kult(ur)klub für junge Erwachsene musste sich die Organisation allerdings erst verdienen. Die Anfänge waren hart. Und bescheiden: Der 1989 gegründete Verein war anfangs in einer kleinen, baufälligen Remise auf demselben Areal untergebracht. Es gab keine Heizung, und auch die Toiletten mussten die Jugendlichen selber bauen. 1993 gewährte die Gemeinde Jona dem Verein dann ein zinsloses Darlehen über 10'000 Franken – auch dank des Einsatzes des Filmregisseurs Michael Steiner, der damals in Rapperswil-Jona lebte und sich in der jungen Kulturszene engagierte; unter anderem schenkte er im «Bären», dem legendären Rapperswiler Spunten, Bier aus und organisierte dort Konzerte.

1999 ging es weiter aufwärts mit dem Zak: Es folgte der Umzug in die heutigen Räumlichkeiten, die viel luftiger und komfortabler sind. Böse Zungen behaupten, das alternative Zak gehöre nun, mit der Verleihung des Kulturpreises, definitiv zum Establishment. Doch der Schein trügt: Es sind zwar nicht mehr dieselben jungen Wilden am Ruder wie in der Gründerzeit. Ein gewisses Rebellentum jedoch ist geblieben; es zeigt sich nur in einer anderen, zeitgemässeren Form. Getreu dem Motto: Jede Generation hat ihren eigenen Stil.

Tatjana Stocker, 1970, arbeitet bei der Bildungsdirektion des Kantons Zürich und als freie Journalistin; sie lebt in Rapperswil-Jona.

Schaffhausen

Der Preis der Kostenlosigkeit

Der Begriff «Fremdveranstaltung» passt an diesem Samstagabend Ende April. Hunderte von Teenagern stehen Schlange vor dem Kammgarn. Im Innern des Kulturzentrums steht ein metallener Torbogen auf der Bühne, auf der Talente wie einst in der Mini-Playbackshow mit zu viel Licht und zu lauten Soundeffekten vor das Publikum treten. Auffällig: die zusätzlichen Bildschirme an der Decke. Manchmal flimmern über diese Screens Porträtvideos der Casting-Teilnehmer. Meistens aber prangen dort, in guter Bildqualität, die Sponsoren. Während ein Autohersteller Sonnenbrillen verschenkt, betreten am Ende des Abends Männer in Anzügen die Bühne, während ein Grossteil der Teenies schon weg ist. Ein Anzugträger zeigt einen Zaubertrick, lang und unspektakulär; die wenigen noch Anwesenden fremdschämen sich gemeinsam.

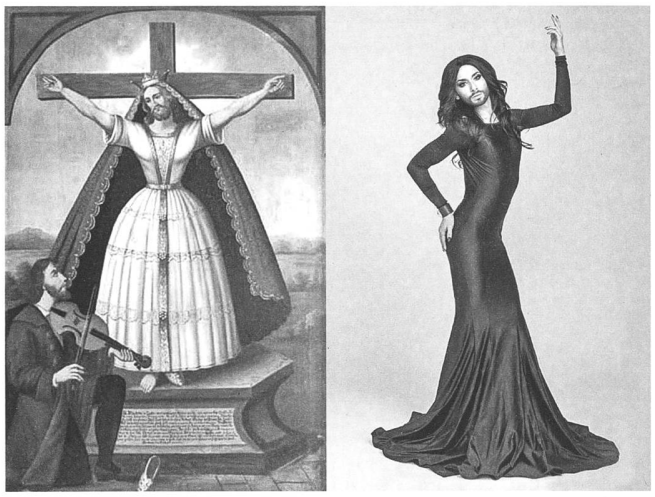
Ich war eine von ihnen, als Berichterstatterin für die Regionalzeitung, in der ich dann prompt die vielen Sponsoren kritisch erwähnte... hui, das gab Leserpost. Der Artikel schade dem Schaffhauser Sponsoring, das an sich schon hart genug sei, hiess es. Frau Rosenwasser sei viel zu jung, um die Wichtigkeit von Sponsoren zu verstehen, fand jemand anders. Ich war erst in meinem Stolz verletzt und dann: Moment... Stimmt eigentlich. Zum einen hätten die jungen Menschen kaum ihre Talentshow abhalten können, hätten sie keine Geldspritzen gehabt. Zum anderen wollten ausgerechnet die Herren im Anzug nichts verkaufen, sondern gehörten einer Stiftung an, die junge Talente unterstützt.

Beim Thema Sponsoring gelange ich früher oder später zwangsläufig zum SlowUp, für den einen Sonntag lang Strassen gesperrt und für Radbegeisterte freigegeben werden. Der Anlass ist bei Familien beliebt, unter anderem deshalb, weil er nichts kostet. Höchstens Geduld, wenn einem beim Gang über den Herrenacker hundertundzwölf Müsterchen in die Hand gedrückt werden. Und Nerven, wenn grosse Werbebanner idyllische Landstrassen säumen.

Ich habe vor einem Jahr schon einmal über das «Marketing in Town» geschrieben. Nicht aber darüber, welchen Preis die Werbelosigkeit haben würde – und wer ihn denn zu zahlen bereit wäre. Wie in der aktuellen Ausgabe des Polit- und Kulturmagazins «Lappi» konsterniert festgestellt wird: Gratis gibts nicht viel in dieser Stadt. Ein paar Häppchen an den Vernissagen. Immer bessere Spielplätze. Den Rhein, klar. Aber Anlässe ohne Werbeblöcke? Nein. Nur müsste man sie cleverer gestalten. Gratismüesli an einem Sportevent ist ok, alte Zaubertricks nach einer jungen Talentshow aber: Das hat Verbesserungspotenzial. Fremdveranstaltungen sind kein Unding, Fremdschämen als Programmpunkt ist es hingegen. Vor allem, wenn die Casting-Künstler wirklich gut waren! Nun gut, die einen. Die anderen gar nicht. Aber da hilft Sponsoring auch nicht weiter.

Anna Rosenwasser, 1990, arbeitet als freie Journalistin für die «Schaffhauser Nachrichten» und das Winterthurer Kulturmagazin «Coucou».

Vorarlberg
Kampf der Subkulturen



Bärtige Damen einst und heute:
Heilige Kümmernis, Conchita Wurst (pd)

Vielleicht lag es ja an *We're Only in It for the Money*, dem 1968 erschienenen dritten Album der Mothers of Invention. Auf dem Cover präsentierten sich Zappa und seine Musiker in Frauenkleidern, und sechs von den sieben Mothers hatten Bärte. Jimmy Carl Black, the Indian of the Group, sah auf diesem Foto fast genau so aus wie jetzt Conchita Wurst (nur waren seine langen Haare keine Perücke und der Van-Dyke-Bart nicht teilweise aufgemalt). Auch auf der Parodie auf das *Sgt. Pepper*-Cover auf den Innenseiten trugen die Mothers Frauenkleidung, und diese Bilder sah ich damals täglich, weil ich mir das Album jeden Tag anhörte und die Texte mitlas. Die Mothers transportierten mit den Fummeln allerdings keine Botschaft, von Gender redete noch niemand, und Männer in Röcken gehörten zum Standard-Repertoire von Musikkomikern wie Spike Jones & The City Slickers.

Vielleicht hielt ich deshalb Thomas Neuwirth vor dem European Song Contest für die richtige Wahl für diesen Wettbewerb, den Jahr für Jahr Stars gewinnen, die sich dann binnen kurzer Zeit als Stardust erweisen. (Stardust sind mikroskopisch kleine Partikel im interstellaren Raum.) Nun hat seine Kunstfigur Conchita Wurst den ESC gewonnen und derzeit – ich schreibe diesen Text Mitte Mai – wird der Schlagerwettstreit zum «Kampf der Kulturen» hochgejubelt, und das nicht etwa nur in österreichischen Zeitungen, sondern beispielsweise auch von der «Süddeutschen Zeitung», die einen Artikel (*Die Unaufhaltbaren*) allen Ernstes so untertitelt: «Europa und Russland politisieren den Sieg der Dragqueen Conchita Wurst beim Schlagerwettbewerb in Kopenhagen und inszenieren ihn als Kampf der Kulturen.» Kampf der Kulturen! Wurst contra Schirinowski?

Eine der seriösen Tageszeitungen Österreichs, «Die Presse», sieht es realistischer: «Österreich war vor dem Song-Contest-Sieg nicht so rückständig, wie manche behaupten. Und ist danach nicht so weltoffen, wie viele schreiben.»

Wenn man nun Vorarlberg statt Österreich in diesen Satz einsetzt, dann trifft es die Stimmung genauer. Vorarlberg ist das immer noch sehr katholische Land mit der absoluten ÖVP-Mehrheit (mit der soll es zwar bei der nächsten Wahl vorbei sein, wie uns das Regionalblatt ständig versichert, aber noch gibt es sie). Da hängen zwar Bilder der Heiligen Kümmernis (der Gott einen Bart wachsen liess, um sie vor heidnischen Sexualattacken zu schützen) in den Kirchen, aber eine Frau mit Bart – und sei er noch so stilisiert – löst bei unseren in ihrer Geschlechtsidentität unsicheren Frömmlern durchaus noch heftige Gefühle aus, wie man zum Beispiel den weit über 100 Postings zu einem der ersten Wurst-Artikel auf dem Portal des regionalen Medienkonzerns entnehmen konnte. Hauptsächlich negative Gefühle, vor wie nach dem Sieg, aber auch viel Verdrängung: Bemerkenswert viele schrieben, das interessiere sie doch überhaupt nicht, das gehe ihnen doch meilenweit sechsspurig am Arsch vorbei; man fragt sich, warum sie dann überhaupt damit herausplatzen müssen?

Eine meiner Bekannten, mittleren Alters, ohne russische Wurzeln, die sich schon die ganze Zeit vehement gegen Propaganda für Homosexualität im Allgemeinen und insbesondere gegen ein Adoptionsrecht für Schwule ausgesprochen hatte, erzählte mir, sich vor dem Wettbewerb in ihrer Stammkneipe mit den anderen, grösstenteils männlichen Barhockern lautstark einig gewesen zu sein, dass Conchita Wurst eine Schande für Österreich sein werde, als die Wirtin, erheblich älter, auch keine Putin-Versteherin, sich wärmstens für Conchita aussprach, «rein aus Widerspruchsgeist», wie mir meine Bekannte sagte, «die muss einfach dagegen sein, wenn alle anderen dafür sind. Die wäre doch an sich auch total dagegen, dass so ein Typ da auftritt, ihre angebliche Begeisterung für Wurst war ein reiner Justamentsstandpunkt». Aber der hatten sies gegeben, mit einem einfachen Trick: «Wir wissen natürlich, was für sie noch viel schlimmer wäre als ein Schwuler. Obwohl es nicht wahr ist, habe ich ihr gesagt, ob sie denn nicht wisse, dass die Wurst ein Türke sei, da ist ihr dann nichts mehr eingefallen.»

So kenne ich meine Pappenheimer hier in diesem Bundesland, das technologisch und ökonomisch ziemlich vorne dran ist, aber in den meisten die Liberalität betreffenden Belangen weit hinten in der Nachhut.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Thurgau

Vom Umgang mit dem Eigensumpf

Vernachlässigung, fehlende Zuneigung, Abwertung, Demütigung oder Ablehnung hätten zu Ohnmacht und Hilflosigkeit geführt. Strafen und physische Gewalt seien über den gesamten untersuchten Zeitraum vorhanden gewesen. Die Bandbreite habe von Tatzen und Ohrfeigen bis zu stundenlangem Hinknien, vom Essensentzug bis hin zur Züchtigung mit Gürteln und Knüppeln, vom Kahlscheren der Kopfhaare bis zur Dunkelhaft gereicht. Es bestehe kein Zweifel, dass es auch zu sexuellen Übergriffen gekommen sei. Die Abgeschiedenheit des Heimes (...) hätten ein entsprechendes Klima begünstigt.

Auszug aus einem Communiqué des Vereins Kloster Fischingen vom Mai 2014. Begleitend zur Medienkonferenz zum Untersuchungsbericht der Beratungsstelle für Landesgeschichte, Zürich, 169 Seiten. Diese hatte den Auftrag, die Vergangenheit von Kinderheim und Sekundarschule St.Iddazell zu röntgen. St.Iddazell beherbergte zwischen 1879 und 1978 über 6500 Kinder und Jugendliche im Kloster und diente auch als katholische Waisenanstalt, Erziehungs- und Kinderheim.

Ab 2010 klagten ehemalige Heiminsassen in den Medien massive Übergriffe an. Im November 2012 reagierte der Verein mit dem Forschungsauftrag und übergab das Archiv von Verein und Kinderheim dem Thurgauer Staatsarchiv. Die Beratungsstelle für Landesgeschichte arbeitete gründlich – der Bericht ist von schmerzhafter Klarheit. Seine Stärke liegt darin, dass er nicht wertet, sondern aufzeigt.

Die Missbräuche datieren alle aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert, die Erkenntnisse haben somit keine strafrechtliche Relevanz in der Gegenwart. Stellt sich die Frage, was vom Bericht bleibt, was er noch bewirken soll, wenn es keine Schuldigen gibt, die zur Rechenschaft gezogen werden können.

Vieles. Die Erkenntnis gilt auch hier, dass zu einer Aufarbeitung der Einbezug des zeitlichen Kontexts und des Milieus unabdingbar ist. Dafür sorgen im Bericht Interviews mit Betroffenen. Wichtig ist, dass diese Gehör fanden, ihnen endlich geglaubt wurde. Dass weitergeforscht wird, etwa, ob die Psychiatrische Klinik Münsterlingen an Zöglingen Medikamente getestet hat. Und nicht zuletzt ist es ein Lehrstück über eine in die Schlagzeilen geratene Institution, wenn die nationale Medienmaschinerie richtig Gas gibt.

Der Verein Kloster Fischingen igelte sich nach anfänglicher Irritation nicht ein, sondern agierte. 80 bis 100 Stunden habe er sich mit Journalisten ausgetauscht, schätzt Werner Ibig, weltlicher Direktor des Trägervereins seit dreizehn Jahren. Interviews und Zitate wollte er meist nicht gegenlesen. «Ich trage die Verantwortung für das, was ich sage. Die Journalisten für das, was sie schreiben», erklärt er gegenüber Saiten. Nach der Medienkonferenz war das Kloster raus aus den Schlagzeilen. Die klare Haltung in der Krise zahlte sich aus: Wer den Sumpf selbst trocknet, bietet keine Wühlgründe mehr.

Rolf Müller, 1967, macht Kommunikation im Thurgau. Der vollständige Untersuchungsbericht ist auf klosterfischingen.ch downloadbar.

Stimmrecht

Der gefährlichste Ort der Welt

Nach 22 Jahren war ich kürzlich für zwei Wochen nach Somalia gereist, um die Lage auszukundschaften, und zu meinem Entsetzen traf ich auf viel Leid und auf grosse Tragödien.

Angefangen beim Flug traf ich auf viele Rückkehrer aus der Diaspora. Das Flugzeug war voll besetzt mit Somaliern aus der ganzen Welt, aus den USA, Norwegen oder Grossbritannien. Es gab Hoffnung unter den Rückkehrern und viel Zuversicht. Als wir über Mogadischu flogen, sah das Land sehr schön aus. Es gab viele grosse Gebäude und das Wetter war gut.

Bei der Landung jedoch sah man schon Anzeichen für Anarchie und Leid. Die Sicherheitslage war sehr kritisch und die Strassen unsicher. Alle meine Verwandten befinden sich im Exil und nur ein Onkel war in Somalia geblieben. Täglich gab es Attentate und explodierende Autobomben auf den Strassen Mogadischus. Die Lage ist sehr verwirrend. Man weiss nicht, wem die Attentate gelten oder wer gegen wen kämpft, weil ständig ziellose Attentate verübt werden, bei denen ausschliesslich Zivilisten zu Schaden kommen. Auch die Somalier vor Ort wissen nicht besser Bescheid. Die neue Regierung konnte die Sicherheitslage zwar ein wenig verbessern, aber sie ist dennoch nicht optimal.

Auf meiner Reise habe ich mit meinem Onkel ein Flüchtlingslager besucht, das sich in der Nähe meiner Unterkunft befand. Es war in unmittelbarer Nähe zu einer Strasse, die von der Regierung – als einzige Strasse – kontrolliert wird. Für mich war es sehr bestürzend, denn die Regierung konnte die schlechte hygienische Lage des Flüchtlingslagers sehen, aber sie hat keine Massnahmen getroffen. Es gab Flüchtlinge, die schon beinahe zwanzig Jahre in diesem Lager leben. Die Unterkünfte der Flüchtlinge bestanden aus Leintüchern und diese schützten kaum vor Regen oder Wind. Es waren teilweise grosse Familien ohne Einkünfte, und das Überleben war ein täglicher Kampf. Es gab auch eine gewisse Paranoia, man konnte jeden Tag von einer Bombe getroffen werden. Die Somalier müssen mit dieser Last leben, und der Tod ist ihr ständiger Begleiter.

Auf der anderen Seite gab es auch schöne Erinnerungen. Der Strand war voll von glücklichen Menschen, die die Sonne und Wetter genossen. Die Kinder spielten am Strand und waren sorgenfrei. Das Leben birgt nicht nur Schattenseiten.

Leyla Kanyare, 1971, kam 1991 aus Somalia in die Schweiz. Sie lebt und arbeitet in St.Gallen und schreibt monatlich in Saiten.